

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bülkerstr. 6.

Nr. 7.

Samstag, 12. August 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Mels.

7) Wiederum stand der Obrist still. Der helle Schweiß rann von seiner Stirne, dermaßen hatte ihn die ihm so ungewohnte Gedankenarbeit ermüdet.

„Mir wäre es eigentlich schon ganz recht,“ setzte er dann hinzu, „wenn die Baroness ihren Sinn änderte; denn mein liebster Wunsch wäre ja erfüllt, wenn aus den beiden ein Paar würde; — und wenn die Generalin durch diese Berichte ihr Ziel erreicht, so wäre die Hälfte der Positionen genommen. . . Hm!

. . . Aber zum Donnerwetter! das wäre ja wie ein Advokat gehandelt und nicht wie ein Soldat! — Nein, das geht nicht! — dem Mädchen muß klarer Wein eingeschenkt werden, mag daraus werden, was da wolle! — Allons! Und keinen Augenblick darf damit gezögert werden! . . . Zum Teufel mit der ganzen Geschichte! Man kann dabei verrückt werden. Wir gehen schon jetzt einige Dutzend Mithrader im Kopfe herum! . . . Und wer ist wieder an der ganzen Geschichte schuld? — Niemand anders, als die gute Frau, die Generalin, die mit ihrer Manie des Rechtahabens die Leute zur Verzweiflung bringen kann. . . das ist ordentlich krankhaft bei ihr! Aber wie gesagt, keinen Augenblick darf gezögert werden!“

Und er that, wie er gesagt. Augenblicklich begab er sich in das andere Haus und suchte die Baroness Sophie auf, welche er zu dieser Stunde im Garten zu treffen wußte.

Die Tochter des Regierungspräsidenten von Entenfelden war kein gewöhnliches Mädchen, und wenn man, wie wir, all den Unterhandlungen, die über sie gepflogen wurden, mit angewohnt hat, konnte man unwillkürlich nicht umhin, dem Lieutenant Alfred von Berting Recht zu geben, der da behauptete, das sei keine Frau für einen Dragoner!

Es war ein schönes, schlankgewachsenes Mädchen mit rabenschwarzen Haaren und blendend weißem Teint. Was jedoch ihren regelmäßigen und lieblichen Gesichtszügen einen fast unüberstehlichen Reiz verlieh, waren zwei große veichenblaue Augen, aus denen zu gleicher Zeit eine unendliche Herzensgüte und ein scharfer, fast reifer Verstand strahlten. Die Baroness Sophie war kein gewöhnliches Mädchen, o nein! Und was der Lieutenant von seiner speciellen Waffengattung sagte, hätten gar viele aufrichtige Männer von einem sieglichen Berufe sagen können; ob derselbe ein bürgerlicher oder ein militärischer war, blieb sich vollständig gleich.

Sie war keine Frau für einen „Durchschnittsmenschen“, das wäre wohl der richtigste Ausdruck gewesen, den man für diese junge Dame, die sich partout, wie es ihre Tante befohlen hatte, verheiraten sollte, hätte finden können. Wir werden keine einzige unserer Leserinnen in Erstaunen setzen, vielmehr wohl bei jeder eine Rück Erinnerung, hoffentlich lieblicher Art, hervorrufen, wenn wir hier berichten, daß ein jedes siebzehnjährige Mädchen sich in seinem Herzen ein Ideal aufgebaut hat, und daß die Gattung dieses Ideals den generischen Namen trägt: der zukünftige Gemahl.

Bei Gestaltung dieses Lustschlosses in den jugendlichen Herzen kann man ziemlich deutlich den Charakter und die Sinnesart der zukünftigen Frauen im voraus erkennen. Die einen denken nur an das rein Außerliche! . . . Blond oder brünett — elegant — blaue oder braune Augen — kleinen Fuß und weiße Hand . . . und so fort.

Den andern ist das Gesellschaftliche alles! . . . Baron muß er sein — oder ein hohes Staatsamt bekleiden — große Güter und ein Haus in der Stadt — oder, wenn sich das nicht macht, doch wenigstens ein Millionär sein! Dann giebt es noch andere, welche der Ehrgeiz allein oder in erster Reihe besetzt. Die Welt muß von ihm sprechen! — Das ist die Hauptsache, da sie dadurch ihren eigenen Ehrgeiz befriedigen können. Und so könnte man leicht die ganze Stufenleiter des menschlichen Denkens und Fühlens durchlaufen, wenn man den Träumen nachspüren wollte, welche in den Herzen und im Hirne der jungen Mädchen haufen, wenn sie zu begreifen anfangen, daß die ganze Zukunft, die ihnen beschieden, von der Wahl dessen abhängt, den sie zu jener Zeit — selbst beim Gedanken an ihn erröthend — einst: „mein Mann“ nennen werden.

Auch die Nichte der kriegslustigen Generalin hatte in ihrem jungen Herzen einen solchen oft so gefahrbringenden Traum die Gastfreundschaft gewährt. Sie schwärmte für einen Mann, zu dem sie hinaufblicken könne — der ihr überall und in allem so vollständig überlegen sei, daß sie, ohne kämpfen zu können, schon im voraus von ihm überwunden sei. Einen Herrn und Gebieter, wie ihn das Wort Gottes vorschreibt — das war das Ideal der Baroness Sophie Entenfelden.

Man wird bezeugen, daß in der heutigen Gesellschaft ein solcher Wunsch eines siebzehnjährigen Mädchens eine Seltenheit ist, die kaum wahrscheinlich

erscheint. Mit der grassirenden Emanzipationsucht, mit der tönenden Phrase von der Gleichberechtigung des Weibes vertrugen sich die Ansichten des jungen Mädchens nicht im geringsten. Nur den Mann lieben zu können, der sie gänzlich beherrscht, der den launischen Willen willenlos macht — nächst Gott keine andere Nichtschwur haben wollen, als den Mann, den man sich erwählt — sich ihm zu eigen geben, nicht wie das heute geschieht: als Begleiterin auf dem dornigen Pfade des Lebens oder gar als Führerin, sondern als einen Teil von ihm selbst, mit dem er schalten und walten könne, wie er es einst vor des Allerhöchsten Gericht verantworten kann, — das sind Ideen — man wird es zugestehen müssen — die in jetziger Zeit . . . Ausnahmen sind, über die mehr als eine der Leserinnen den Kopf schütteln wird.

Aber wie gesagt — das waren die Träumereien, welche einem jungen Mädchen in Kopf und Herz tobten, dem man den leichtsinnigsten und leichtlebigsten Dragoner-Lieutenant der ganzen Armee zum Manne bestimmt hatte.

Es ist wahr, daß das Beispiel, welches sie seit ihrer ersten Kindheit in dem militärischen Haushalte ihrer Tante — ihre Mutter hatte sie kaum gekannt — stets vor Augen gehabt hatte, ganz dazu angethan war, den Wunsch nach einem andern Manne wie die Herren Generale, ihre verschiedenen Oheime, in ihrem Herzen keimen zu lassen. Besonders war es ihr Vormund, der General von Hohenberg, der sie als Kind schon mit einem oft sehr drolligen Zorn erfüllte. Sie stellte sich unter einem Feldherrn stets einen Helden vor! Und nun sah sie, wie dieser Held sich wie ein Kind am Gängelband leiten ließ und einem zornigen Blicke seiner Frau mit mehr Sorgfalt ans dem Wege ging, als einer feindlichen Batterie. Und so bildete sich nach und nach — zunal da sie ein fast ähnliches Verhältnis bei ihren übrigen Tanten auch sah — im Geiste des heranwachsenden Mädchens der feste Gedanke, wenn sie sich einst verheiraten sollte, nur einen Mann zu wählen, der anders sei als die, welche sie täglich vor Augen sah — die ein ganzes Heer von Männern in den Tod und zum Kampfe und Siege zu führen berufen waren und die sich nachher selbst führen ließen.

Diese Ausnahms-Eindrücke ihrer ersten Jugend werden hoffentlich der Baroness Sophie die Verzeihung derjenigen Leserinnen erwerben, welche ihre Meinung als eine Kezerei betrachten. Und nun füge man hinzu, daß das junge Mädchen sich da ein Ziel gestellt hatte, welches ihm vielleicht schwerer als irgend einem andern zu erreichen war und man wird darin vielleicht die Strafe für sein Vergehen gegen die sogenannten „heiligen“ Rechte der Frau finden. Als der Obrist in den Garten der Generalin trat, schritt er gerade auf die Jasminlaube zu, in welcher Sophie, mit Lesen und Handarbeiten beschäftigt, gewöhnlich die Zeit zubrachte, welche ihre Tante dem Studium des Generals von Clauswitz widmete, bei welchem sie niemand und am wenigsten ihre Nichte — ein „Ding“ das von solchen hochwichtigen Sachen nicht den ersten Buchstaben verstand — stören durfte. Er hatte richtig geahnt, er traf sie allein, und nach einer herzlichen Begrüßung setzte er sich ihr zur Seite.

Man weiß, daß der ehemalige Dragonerobrist Befähigung zu allem andern denn zum Diplomaten besaß. Besonders fehlte ihm die Kunst, anscheinend unbewußt auf ein Thema zu kommen, welches er sich vorgenommen hatte zu berühren. Zwar machte er stets Anläufe, hatte die besten Vorsätze, so zu handeln; aber im letzten Augenblicke, wenn er gar nicht wußte, wie er es anzufangen habe, brach dann immer seine gerade und offene Soldatennatur durch und er fiel, wie man zu sagen pflegt, mit der Thür ins Haus.

So auch jetzt. Wie eine Katze um den heißen Brei hatte er einige Augenblicke lang herumitairilliert, hatte vergebens einen Eingang in das zu Sagende gesucht, und als es ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelungen war, brach er mit einem Male los: „Hat Sie wohl ordentlich in der letzten Zeit maltrahiert?“

„Wer, lieber Herr Obrist?“

„Nun wer? Ich nicht! — die gnädigste Tante.“

„Daß ich nicht wußte.“

„Hm! — muß immer Recht behalten. Geht einmal nicht anders!“ Auf allen Gebieten!“

„Gerade dasselbe, was sie von Ihnen sagt!“

„Von mir — lächerlich! Behaupte ich etwa, daß mein Herr Sohn ein Tugendspiegel ist? So etwas, was bei lebendigem Leibe schon heilig gesprochen werden muß?“

„Nein, lieber Obrist,“ erwiderte die Baroness lächelnd, „das haben Sie nie behauptet; — vielmehr schien es mir, daß Sie das Gegenteil für viel wahrscheinlicher hielten!“

„Natürlich — und ich wußte, was ich sagte, Hm! Lasse mich nie durch Grimassen und Firtelanz bestechen. Schau immer vor mich hin und sehe gewöhnlich immer richtig!“

Die Baroness nickte mit dem Kopf als Zeichen der Zustimmung und schwieg. — Das paßte nun dem Obristen nicht im geringsten, da er nur im Dialog in seiner rechten Sphäre und um eine Antwort selten verlegen war. Deshalb wollte er auch das so günstig entrierte Thema nicht fallen lassen und begann augenblicklich von neuem: „Bildet sich die Generalin ein, daß ein Dragoner ein Heiliger ist, und findet es rechthaberisch, wenn man ihr widerspricht.“

„Sie wissen ja, wie die Tante ist!“ sagte die Comtesse.

„Und ich hoffe, Sie wissen es auch, Sophie.“

„Freilich, aber wozu diese Bemerkung?“

„Weil ich fürchtete, daß sie Sie mit ihrer Schwärmerei für meinen Sohn angesteckt habe . . .“ Die Baroness wurde plötzlich rot — doch heftete sie ihre so seltsam schönen Augen gerade und fest auf ihren alten Freund. „Sie fürchteten?“ sagte sie — „wie soll ich dieses Wort verstehen, lieber Herr von Verting?“

„Verstehen! — — verstehen! — Was weiß ich. Das versteht sich ja ganz von selbst! Ich kann die Unwahrheit nicht ausstehen!“

„Meine Tante haßt dieselbe ebenso wie Sie.“

„Das weiß ich besser wie Sie, Fräulein Grün-schnabel; und darum ärgert es mich ja eben so, daß sie durchaus aus meinem Herrn Sohn einen Heiligen oder à peu près machen will.“

„Muß denn ein Lieutenant das sein?“
 „Gott bewahre . . . das heißt, es ist gar nicht notwendig, daß ein Lieutenant so ist wie Alfred, aber demungeachtet braucht er sich doch nicht über eine alte würdige Frau wie die Generalin — eine wahrhaft achtungswürdige Frau — lustig zu machen.“

„Thut er denn das?“
 „Das möchte ich ihm raten! Dann führe ihm das Donnerwetter . . . Pardon, ich meinte, das würde ich ihm doch nicht hingehen lassen. Davon sind Sie doch wohl überzeugt. Aber . . .“

„Aber ich verstehe nicht . . .“
 „Es ist immer schwer geworden, Ihnen etwas verständlich zu machen — die jungen Mädchen von heute . . . hm . . . Ich will nicht sagen, daß gerade Sie . . . aber doch . . .“

Dem Obristen ward schon wieder heiß. Das war eine regelrechte Diskussion, in die er hineingeraten war. Und die liebte er eigentlich noch weniger als das Diplomatisieren. Wenn wir vorhin sagten, daß er nie um eine Antwort verlegen war, so bezog sich das auf jene leichte Art der Konversation, die jedermann kennt und in der ein Witz, ein jubiliertes Bonmot das treffendste Argument mit Leichtigkeit aus dem Felde schlägt. — Die Baronesse kannte den alten Herrn vom Scheitel bis zur Sohle und wußte genau, wie sie mit ihm umzugehen habe — hauptsächlich, wie sie ihn auf das von ihm so gerne verlassene Konversationsthema zurückführen konnte.

„Sie haben ganz Recht,“ sagte sie einfach.
 Das half; der alte Herr war wieder in seinem Fahrwasser und begann mit erneueter und ungeschwächter Kraft: „Natürlich! Was will sie denn eigentlich von dem Jungen?“ Mit ein klein wenig klarer Einsicht mußte sie doch begreifen, daß ein Offizier nicht leben kann wie ein Auskultator. Wenn er Schulden macht — was thut's — so lange ich sie bezahle?“ Dumme Streiche? Hm . . . Unsinn! Habe ich etwa keine gemacht . . . Und ihr Mann erst — und ihr Bruder, der Wilhelm, der . . .“

Der Obrist gab sich plötzlich einen gewaltigen Ruck; — noch zur rechten Zeit und doch vielleicht etwas zu spät entsann er sich, daß seine Zunge auf dem besten Wege war, ihm durchzugehen.

„Das heißt,“ meinte er, „ich wollte damit nur gesagt haben — nichts weiter, als daß —“

„Es gar nicht empfehlenswert ist, daß ein Dragonerlieutenant ein Duckmäuser sei,“ ergänzte Sophie, die, wie gesagt, den alten Herrn aus- und inwendig kannte und ihm schon oft in seinen Diskussionen mit der Generalin durch eine einfache Bemerkung, zur rechten Zeit gemacht, aus der Klemme geholfen hatte.

„Das sagte ich ja — das behaupte ich ja immer,“ rief Berting, „und das will sie mir nie glauben.“
 Sophie schwieg einige Augenblicke; dann sagte sie: „Seine Besserung muß Sie in Erstaunen gesetzt haben, lieber Obrist, nicht wahr?“

„Wessen Besserung? Von wem sprechen Sie denn?“

„Nun, von Ihrem . . . Herrn Sohne.“
 „Der sich gebessert? Mir wär's schon recht,“ rief jene, der bereits vergessen hatte, was er einige

Augenblicke vorher behauptet hatte — „der sich gebessert? — Damit hat es, Gott sei's geklagt, noch gute Weile.“

(Fortsetzung folgt.)

Frau Lot.

Aus dem Englischen, übersetzt von Haslinger.

(Fortsetzung.)

Das kleine Kind fest an sich drückend, die Arme des andern von ihrer Taille losmachend, sprang sie mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens aus dem Sattel auf den Boden, gab dem ältesten Knaben das Baby zum Tragen und befahl ihm, auf die zwei andern Acht zu geben. Lot stand wie angewurzelt, er rührte sich nicht. Sie aber zahlte dem Führer aus ihrer eigenen Tasche, dankte ihm für seine Freundlichkeit und schüttelte die derbe Rechte des Mannes, der nun sofort Kehrt machte.

Dann nahm sie die zwei jüngsten Kinder zu sich und schritt, gefolgt von dem riesigen Hunde, auf Lot zu.

„Well, Lot, da sind wir nun!“

„Ich sehe es, Mary!“

Und die Thür schloß sich hinter Lot und seiner Familie.

Früh am nächsten Morgen kam die Nachbarin zu uns herüber, stellte sich selbst als „Lots Frau“ vor und in den ersten zehn Minuten war ein Kontrakt mit ihr gemacht, der im wesentlichen darin bestand, daß sie für uns kochen und waschen solle, wogegen wir die Lebensmittel und fünfundsanzig Cents per Kopf und Tag zu liefern hatten.

Lots Frau war das Urbild einer Amerikanerin. Mittelgroß, zart gebaut, sah man ihr an, daß sie, trotz der rauhen Arbeit, der sie sich hier willig unterzog, einst bessere Tage gesehen, denn sie verrichtete all die häuslichen Arbeiten mit einer — ich möchte sagen — Eleganz, wie es nur eine Lady vermag, die vom Schaukelstuhle im Besuchszimmer weg dem verarmten Gatten nun alles ist, Frau, Mutter und Magd. Sie hat die seidenen Kleider, die Spitzen und Juwelen willig geopfert und arbeitet um im fattunenen Kleidchen für die Ihrigen.

Sie trug ihr reiches blondes Haar glatt an den Schläfen zurückgekämmt und rückwärts in einem Knoten aufgerollt, so daß ihre weiße, freie Stirn sich in voller Reinheit zeigte. Bewegliche blaue, große Augen, eine etwas scharfe Nase, bleiche Wangen und ein fester energischer Zug um den Mund, gefüllt mit tadellos schönen weißen Zähnen, zarte Hände und reizende, kleine Füßchen — das ist das Bild von Lots Frau, wie es in meiner Erinnerung lebt.

Die Kinder waren Miniatur-Ausgaben der Mutter und standen unter ihrer Kontrolle gleich Automaten. Selbst Leo, der große Bernhardinerhund, schien seine Stellung zu begreifen und verrichtete seine verschiedenen Dienstleistungen unter den wachsamsten Augen seiner Herrin mit einem Ernst und Selbstbewußtsein, die wirklich staunenerregend waren.

„Ich habe früher nie Hunde um mich leiden mögen“, sagte sie eines Morgens beim Frühstück, ihren Blick auf den großen Hund und das Baby gerichtet, die im heißen Sande spielten, „habe nie viel auf Hunde gehalten, bis Lot diesen einmal brachte, damals ein halb erwachsenes unbeholfenes Tier, das mir trotzdem meinen Erstgeborenen rettete. Der Kleine war kaum imstande, zu laufen, schlich sich aus dem Hause, hinunter zum Bache und das nächste, das ich sah, war Leo, den kleinen Ausreißer im Maule nachziehend, ganz durchnäßt, auf das Haus zukommen. Ich würde ihn jetzt nicht weggeben, wenn mir jemand sein Gewicht in Gold gäbe.“

Was immer Lots innerste Gedanken gewesen sein mögen, in seinem äußern Benehmen war eine entschiedene Veränderung zum Besseren eingetreten. Da gab es kein Herumbummeln mehr, kein leichtsinniges Zeitvergeuden, und wie nett und reinlich erschien er gekleidet! Ich bin überzeugt, er mußte sich jetzt regelmäßig waschen, und zwar mit Seife, und die Kleider wechseln, die keine Löcher und Risse mehr sehen ließen.

Für uns endlich war die Ankunft von Lots Frau der Markstein einer neuen Aera. Gutgekochte, nahrhafte Kost, ein reines Zimmer und, für uns wohl das Liebste, keine Waschtage, kein Strümpfe- und Wäscheausbessern mehr. Wir schwelgten zuweilen sogar in dem Besitze eines gestärkten und gebügeltten Hemdes. Dazu kam noch, daß Fortuna uns lächelte und wir auf eine vielversprechende Goldader kamen.

Es war ein böser, böser Tag, der über unser schönes Thal lachte, als ein junger Bursch von einem ungefähr zehn Meilen oberhalb uns gelegenen „Claim“ auf unsere Hütten zukam. Er war nach der Stadt geschickt, um in einer Quarz-Mühle eine Rechnung zu bezahlen, die am nächsten Tage fällig war. Der arme Bursche stürzte fast vom Pferde in einem Anfälle von dem gefürchteten „Berg-Fieber“ und konnte die Reise unmöglich vollenden. Er fragte uns, ob wir nicht ohnedies in der Stadt zu thun hätten, er wollte uns gerne die Bemühung vergüten, doch wir hatten einestheils Lebensmittel genug noch für mehrere Tage, andernteils aber noch nicht Goldstaub genug, daß sich ein Ritt zur Bank und der Verlust einer Tagesarbeit rechtfertigen ließ.

Unsere Nachbarin aber gab sofort ihrem ältesten Buben geheime Ordre und er lief auch sofort nach Lots Arbeitsplatz. Wenige Minuten später war er auch schon da. Er erklärte sich sofort bereit, den Auftrag zu übernehmen, um so eher, als er gerade jetzt wenig Glück im Goldwaschen habe und so die kleine Vergütung wohl brauchen könne. Daß hinter diesen Phrasen seine Frau stecke, die gerne Geld verdienen wollte, wo es auf ehrliche Weise geschehen konnte, bezweifelte ich keinen Augenblick, auch wenn sie ihn nicht durch den Druck ihrer Hand dazu vermocht hätte. Wir bezweifelten seine Ehrlichkeit keinen Augenblick und so halfen wir ihm, daß er so schnell als möglich sich auf den Weg machen könne.

Die Sonne neigte sich schon dem Rande der fernen Berge zu, als wir am nächsten Tage, vor unserer Hütte sitzend, Lot heranströmen sahen; er ritt, als wäre eine Horde Indianer hinter ihm, stürmte

an uns vorbei und hielt unmittelbar vor seiner Thür. Abspringen, hineinstürzen und die Thür hinter sich zuschlagen, war das Werk eines Augenblicks.

Wir hatten keine Zeit, uns über dieses seltsame Betragen Lots zu wundern, denn schon kam auf demselben Wege eine große Anzahl berittener Männer, alle bewaffnet und finster dreinschauend — Mitglieder eines Vigilance-Komitees.

Da erfuhren wir freilich schnell genug, was sie suchten — sie waren dem unglücklichen Lot auf den Fersen. Sofort wurde Lots Hütte mit Wachen besetzt und der Führer teilte uns den Sachverhalt mit. Lots Leichtsinn, des gewöhnlichen Dämpfers beraubt, schoß dahin, wie ein Luftballon ohne Ballast. Marys letzte Worte, bevor er am Tage zuvor weggeritten war, sie waren vergebens gewesen, und wie innig hatten diese schönen, blauen Augen zu ihm aufgesehen, bitend, flehend — und doch vergebens.

Er war in der Stadt, begegnete einem alten Bekannten, der ihn leicht genug überredete, in eines der vielen Trinklokale zu gehen, da wurde eines auf die Gesundheit, ein anderes auf die alte Freundschaft und wieder ein anderes auf das frohe Wiedersehen und wieder ein anderes auf das gute Glück getrunken, und so folgten noch mehrere und unter dem Einfluß des starken Branntweins fühlte Lot sich wieder in seinem Elemente und dachte an alte Zeiten, wo er sein eigenes Geld verschwendete, während er jetzt anvertrautes Gut mißbrauchte.

Was sich später ereignete, ging an Lot vorüber wie ein Traum. Da war eine dunkle Erinnerung von einer allgemeinen Rauferei, ein oder zwei Pistolenschüssen, dann die Jagd auf Tod und Leben heimwärts — ein mißbrauchtes Vertrauen, blutige Hände und die „Vigilantes“ auf seinen Fersen.

Die hatten ihn jetzt sicher genug — Zwölf gegen Einen — und dieser Eine in seiner Hütte gefangen, wie die Maus in der Falle.

Leo, der Bernhardiner Hund, kam herzu und berock jeden Einzelnen, und sah wie fragend zu ihm auf, mit seinen großen klugen Augen. Zufällig legte der Anführer seine Hand auf den Kopf des Hundes und streichelte ihn und freundlich gegen die Freundschaftlichen erhob sich Leo auf den Hinterfüßen und wedelnd mit seinem buschigen Schweife legte er seine Vorderpfoten auf die Schultern des nicht eben angenehm überraschten Mannes, den er um fast eine Kopfhöhe überragte.

In der Zwischenzeit kam weder der Schein eines Lichtes noch irgend ein Geräusch von der Hütte her. Leo fragte an der Thür und meldete sich durch ein leises Wimmern. Jetzt ging auch der Anführer hinüber, hinter ihm drei seiner Begleiter und klopfte an die Thür.

Sofort wurde die Thür geöffnet und Lots Frau stand darin.

„Gentlemen, was wünschen Sie?“

„Wir haben Geschäfte mit Eurem Mann. Madame. Wollen Sie so gütig sein und ihn herausrufen?“

„Mein Mann ist heute nicht mehr imstande, Geschäfte mit Ihnen zu machen.“

„Aber unser Geschäft ist dringend und kann nicht aufgeschoben werden! Wenn er nicht herauskommt, so müssen wir hineinkommen.“

„Gentlemen, Sie können meinen Mann heute nicht mehr sehen!“ sagte sie mit fester, entschiedener Stimme. Der Hund, der sich an ihre Seite gedrängt hatte, begann zu knurren.

„Frau, wir haben keine Zeit, viel Worte zu machen! Platz gemacht, laßt uns ein!“ rief der Anführer etwas barsch.

Der Hund knurrte, sie aber schien zu wachsen, sie richtete sich voll auf und mit fester, aber durch die Aufregung scharfer Stimme rief sie mit zornig blickenden Augen:

„Und ich sage, Ihr werdet diese Schwelle nicht überschreiten! Ihr, zwölf bewaffnete Männer, mit Mordgedanken in Euren Herzen, Ihr wollt meinen armen, unschuldigen Mann von seinen hilflosen Kindern wegreißen! Ich schwöre, Ihr sollt ihm kein Haar auf seinem Haupte krümmen diese Nacht.“

Und während sie sprach, brachte sie einen Colt'schen Marine-Revolver aus den Falten ihres Kleides zum Vorschein und hielt ihn mit gespanntem Hahn auf das Herz des Anführers gerichtet. Da war nicht Ein Mann unter allen, der nicht mit Bewunderung auf diese Frau blickte, die alles wagte, um ihren Mann zu retten. Aber bei den „Vigilantes“, wie bei allen, die berufen sind, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, darf das Herz mit seinen Mitleidsgefühlen nicht in Frage kommen, und so zwang sich der Anführer auch sichtlich zu einem rauhern Tone, um seine Erregtheit zu bemänteln, als er ausrief:

„Aber der Mann hat einen Mord begangen — das schwerste Verbrechen, das das Gesetz kennt. Die öffentliche Sicherheit verlangt, daß wir ihn nach den Buchstaben des Gesetzes behandeln!“

Ein Zug von Spott überflog das in Aufregung schmerzlich erregte Gesicht. Mit der freien Linken berührte sie Leo und rief ihm zu: „Gieb gut Acht!“ Dann öffnete sie plötzlich die innere Thür der Hütte und die tödliche Waffe noch immer schußfertig in der einen Hand, zeigte sie mit der andern nach innen. Mit einer packenden Sicherheit rief sie dann:

„Sieht dieser Mann aus wie ein Halsabschneider? Wagt Ihr alle, die Ihr hier steht und ihn seht, zu sagen, daß Ihr mir und den Kindern ihn nicht diese eine letzte Nacht noch lassen könnt?“ (Schluß folgt.)

Eine verlassene Stadt.

Cypress' und Ephen, Gras und Kesselblatt,
Zerbrochene Säulen, eingestunkenes Dach,
Erdbäusen, wo der Saal gestanden hat,
Freskos verschlammt im feuchten Erdgemach —
Byron.

Von den Gebirgszügen, welche die meerähnlich sich breitere, farbenprächtige, aber öde Campagna von Rom säumen, sind es wohl die Albanerberge, welche dem Auge am erfreulichsten sich darstellen und deren landschaftliche Schönheit in größter Zahl die Fremden anzieht. Aber auch das wenig besuchte

Volskergebirge, das in energischen Linien und alpenhaft gewölbten Rücken gleichsam den unbändigen Charakter seiner Bewohner kündigt, birgt malerische Reize und historische Merkwürdigkeiten aller Art, die sich wohl größeren Ruhmes erfreuen würden, wäre nicht Malaria und Brigantaggio verbündet, den Besuch dieser Gegend zu erschweren.

Die längst erloschenen Krater der Albanerberge, deren Kessel jetzt von den tiefblauen Seen von Nemi und Albano gefüllt sind, haben der Campagna, die sich dem Meere zu dehnt, ihr charakteristisches Ansehen gegeben. Die Landschaft ist von langen, tiefeingeschnittenen, vulkanischen Rissen durchzogen, welche die rotbraune Erde des Bodens aufgewühlt haben. Der Blick schweift ungehindert über die endlose Ebene, aus der nur einzeln und weitverstreut die spitz-zulaufenden Rohrhütten der Campagnolen aufragen. Herden von Schafen und silbergrauen Kindern ziehen lässig weidend über die niedern Wellen des Terrains, gefolgt vom reitenden Hirten, der mit seinem lanzenähnlichen, langen Stabe in erstaunlicher Vergrößerung vom hellen Horizonte sich abhebt. Weiter im Süden verläuft die Ebene verblauend in die Pontinischen Sümpfe, jenseits welcher, vom Festlande in der Farbe kaum zu unterscheiden und wiederum in den Horizont sich verlierend, das Meer liegt.

Das Auge wird müde, immer über die Unendlichkeit dieses öden Einerlei zu schweifen, und doch blickt es, statt sich im Anblicke der seitwärts liegenden Volsker Berge zu erholen, immer wieder dem Meere zu, um dort in äußerster Ferne auf dem weit vorspringenden, sagenreichen Kap der Circe auszuruhen. Wie eine hohe Felseninsel steigt dieser kurze blaue Gebirgsstock aus der Campagna auf, fast senkrecht ins Meer abfallend, das dann und wann im Sonnenschein aufglitzernd seinen Fuß bespült. Gewiß, in so öder Umgebung mußte der Blick des Menschen von jeher diesem unvergleichlich schönen Vorgebirge sich zuwenden, und indem das Auge nur diesen Ruhepunkt zu finden vermochte, mußte seine Phantasie mit Macht zur Bildung der Sagen angeregt werden, die uns das Kap der jetzt noch im Munde des Volkes lebenden Zauberin verklären.

Verläßt man die Straße, welche von dem alten Velitru — Roms erster Kaiser entstammte dieser Stadt — nach Terracina durch die Pontinischen Sümpfe führt und wendet man sich in östlicher Richtung den Volskerbergen zu, so gewahrt man schon auf große Entfernung am Fuße derselben einen mittelalterlichen Turm, der wie in einem kleinen Eilande üppiger Vegetation verborgen liegt. Lichte Delpflanzungen ziehen sich dahinter bis zu geringer Höhe den Berg hinauf, dessen obere, baumlose Wände fahl im Sonnenlichte erglänzen. In vielen langgestreckten Windungen führt ein Serpentine hinauf zum Gipfel. Dort steht auf rötlich braunem, jäh abstürzenden Felsenvorsprung, hochgelegen wie ein Adlernest, der Ort Norma. Vor etwa tausend Jahren wurde diese Ansiedlung gegründet, an Stelle des uralten, weiter rückwärts gelegenen Norba, von dem sich nichts erhalten hat als die Grundlagen eines cyclopi'schen Mauerringes, in dessen Innern form-

lose Steinmassen den Platz der antiken *arx* bezeichnen. In dieser Festung wurden einst die Geiseln Carthagos gefangen gehalten; im Sullanischen Kriege aber erobert, wurde das ganze Felsenest von den Verteidigern in Brand gesteckt und die eindringenden Feinde fanden zwischen den rauchenden Trümmern nur noch die Leichen der Bewohner, die sich selbst das Leben genommen hatten.

An einigen Erdhütten vorüber, aus deren dunklem Innern der Wanderer staunend von Schmutz starrende, menschliche Wesen treten sieht, gelangt man zu jenem ruinenhaften Turme, der weit herein die Stelle bezeichnet, wo die Stadt Ninfa liegt. Wohl an wenigen Orten der Welt starrt uns ein so düsteres Bild entgegen, wie hier. Die Stadt Ninfa, einst mit 10000 Einwohnern bevölkert, ist schon vor vierhundert Jahren der Malaria wegen verlassen und dem Verfall preisgegeben worden. Durch die Ruine eines Thores tritt man ein und überblickt nun das melancholische Trümmerfeld, auf welchem jetzt die vegetative Natur zur Alleinherrschaft gelangt ist. Kein lebendes Wesen mehr macht sie ihr streitig; nur die Eidechse raschelt in dem wirren Gestrüppe, das überall zwischen den Steinmassen verfallenden Gemäuers wuchert; oder der glänzende Leib einer Viper windet sich durch, die der Eidechse auflauert. Als lege die Natur alle Anstrengung darein, ihre Herrschaft dem Menschenwerke gegenüber sich nicht mehr entreißen zu lassen, hat sie Ninfa mit einer Vegetation übersponnen, die hier weit üppiger gedeiht als ringsumher. Noch stehen an mehreren Basiliken, deren romanische Architektur noch erkenntlich ist, die Portale und von den Tribünen mit den halbverlöschten Fresken blicken noch die Heiligenköpfe in das gespenstige Treiben der Naturkräfte. Eingedrückt in die Mauerecken stehen Ephenstämme von außerordentlicher Dicke und das Wurzelwerk, durch das Gestein sich zwängend und an den Wänden hinaufkriechend, umspannt die Bogen, als sollten sie wie mit Klammern niedergezogen werden. Ueberall wuchern der Brombeerstrauch, die wilde Rebe und der Ephen und verbergen die Mauerreste unter ihrem Blätterdache. Die Straßenzellen haben sich in Wiesenplätze verwandelt und der Bach, der zwischen schilfigen Ufern rauschend allein noch die Totenstille unterbricht, nimmt jetzt in unregelter Willkür seinen Lauf durch die Ruinen, zwischen welchen er sumpfig austritt. Noch fließt er durch die bemoste Kalksteinbrücke durch, die ihn einst überspannte; aber die Bogen derselben liegen nun eingestürzt und in melancholischer Naivetät blüht an den Pfeilern das Bergfarnkraut.

So schlägt jetzt über den Trümmern dieser einst blühenden Stadt eine üppige Vegetation zusammen und zieht sie leise hinunter in den Schoß der Natur. Die hellgrünen, frischentsprossenen Ephenblätter, die zwischen dem dunklern Laube der frühern Jahre sich hervordrängen, verraten den unausgesetzten Fortgang dieses schweigenden Zerstörungsprozesses, welchem Ninfa verfallen ist.

Dem Wanderer aber werden im Anblicke dieses Verfalls und bei dem Gemurmel des Baches, der seinen melancholischen Lauf durch das menschenleere,

epheubedeckte Ninfa nimmt, die Gedanken der Vergänglichkeit aller Menschenwerke sich zuwenden, und beschwert noch von der Empfindung, daß auch das menschliche Leben dahinschwünde, wie der verklingende Abendglockenton, den das hochgelegene Kirchlein von Norma herabsendet, wird er dem ewigen Flusse aller Dinge nachsinnen, den hier alles predigt und der bald auch ihn dahinführen wird.

Etwas über die Geschichte des Regenschirms.

Wenn der alte Pindar mit seinem Sprüchlein, „daß Wasser das Beste ist“, Recht gehabt hätte, so müßten wir uns zur Zeit im lieben Deutschen Reiche in einer Periode seltener Glückseligkeit befinden; denn der Himmel verzieht uns mit diesem „besten“ Artikel in überreichem Maße. Aus den Bädern und Sommerfrischen kommen herzerreißende Klagen über die Leiden der zu Stuben-Arrest Verurteilten; jämmerlich dreinschauende Sommerkleider und Hüte erzählen düstere Geschichten von den Reizen dieses Sommers, die ganze Welt sieht sich an wie ein einziger großer Schnupfen, der Regenschirm ist der gesuchteste Artikel der Zeit geworden und es somit auch mal angebracht, etwas über die Geschichte dieses nützlichen Möbels zu bringen.

Die Einbürgerung des Regenschirmes hat Frankreich als Verdienst zu verzeichnen und zwar datiert dieselbe zweieinhalb Jahrhunderte zurück. Die Frauen waren die ersten, die sich desselben bedienten. Gegen 1640 wog das französische Parapluie 1½ bis 2 Kilo und kostete 45 bis 60 Fres. Es war dies ein Familienmöbel, welches sich von Generation zu Generation vererbte. Man hielt ihn an einem dicken kupfernen Ring, welcher an einem Hütchen vom selben Metall befestigt war und deren Verbindung die äußersten Enden der Fischbeine deckte. Man bediente sich zu jener Zeit, und sogar noch lange nachher, zur Herstellung der Regenschirme des Leders, der Wachseleinwand, geölter Seidenstoffe, ja sogar lackierten Papiers; erst viel später gebrachte man Gros de Tours und Gros de Naples, sowohl einfarbig als buntgestreift. Gegen 1789 war rosafarbener, gelber apfelgrüner Taffet Mode; später kam roter, lichtgrüner, blauer mit Borduren in verschiedenen Farben an die Reihe. 1825 gab man den dunklen Farben den Vorzug, so wie sie heute noch im Gebrauche sind. Der Regenschirm hat, wie alle Dinge, durch den industriellen Fortschritt seine Verbesserung erhalten und man ist dahin gelangt, zu einem sehr mäßigen Preise Schirme guter Qualität herzustellen. Der ehemals lange Stoc ist verkürzt worden, der Stahl hat das Fischbein ersetzt und eine Eleganz von bestem Geschmack ist an die Stelle der massiven Formen getreten; das Gewicht, welches 1816 noch ein ungeheures zu nennen war, ist auf ein halbes Kilo, ja auf 20 Deka reduziert und der Preis von 50 Francs auf 7 bis 8 Francs herabgesetzt worden. Der Regenschirm ist das Symbol des ruhigen und friedlichen Lebens. Er ist das Instrument des rangierten, ordnungsliebenden Mannes, des Bürgers, des sogenannten klugen Menschen. Wenn man den Typus des Ruhigen, des Mittel-

mäßigen, des Gutmütigen darstellen will, so genügt es, einen Mann zu zeichnen, der unter dem Arm ein wohlkonditioniertes Regenschirm trägt.

Ameisenschwärme.

Die in diesen Tagen hier und da in der Umgebung beobachteten Ameisenschwärme sind keine ungewöhnliche, sondern eine Ende Juli und Anfang August bei uns alljährlich fast regelmäßig wiederkehrende Erscheinung. Wir geben über die Schwärmezeit der Ameisen in Kürze folgende Notiz. In den Nestern oder Bauen der verschiedenen Ameisenarten finden sich bekanntlich immer dreierlei Geschlechter — Männchen, Weibchen und Geschlechtslose oder Arbeiter, wie in den Bienenstöcken. Die Arbeiter sind verkümmerte Weibchen und nie geflügelt. Nur die Männchen und Weibchen sind mit verhältnismäßig großen, aber sehr hinfälligen Flügeln versehen. Die Männchen sind zu allen Zeiten geflügelt, die Weibchen nur zur Begattungszeit. Zu Ende des ersten Sommermonats, also mit Jakobi (25. Juli) etwa, hat die Vermehrung in der Kolonie der Ameisen ihren Höhepunkt erreicht, namentlich haben sich die vollkommnen Männchen und Weibchen mit ihren langen, weißen, wenig aderreichen Flügeln in zahlloser Menge entwickelt. Sie halten nur behufs der Begattung ihren Auszug, schwärmen also aus wie die Bienen. „Vor diesem Auszug“, schildert Zeller sehr genau, „sieht man beide Geschlechter sehr hastig und unruhig über dem Bau umherlaufen. Diese Vorbereitung zur Flucht bringt den ganzen Haufen in Gährung. Die Arbeiter folgen den Männchen und Weibchen überall nach, streicheln sie mit ihren Fühlhörnern, bieten ihnen Nahrung an und scheinen sie durch erhöhte Liebe und Unterthänigkeit bitten zu wollen, im Bau zu bleiben. Nur verhältnismäßig wenig Weibchen werden von den Arbeitern festgehalten, nachdem sie ihnen die Flügel abgebissen oder sich an ihre Füße gehängt, und bewachen sie nun als Gefangene im Nest. Das Gros der Männchen aber wirft sich plötzlich in die Luft und fliegt davon, die Weibchen folgen ihnen unmittelbar nach.“ In wolkenreichen Scharen erfüllen sie die Luft, umfliegen mit Vorliebe namentlich gern Türme, Masten, Bäume zc., meist in einer Höhe von 50—60 Fuß, wo dann auch die Geschlechter sich gatten. Das ganze Phänomen ist, wie schon bemerkt, als eine Auswanderung anzusehen, die wie bei andern Insekten, Bienen, Libellen, auch den Sommerfäden-spinnen zc., darauf hinausleuft, anderswo Kolonien zu begründen. Nach und nach fallen aus den auf- und abschwebenden Scharen die Ameisen meist paarweise herab. Beide Geschlechter verlieren oft schon nach wenigen Stunden ihre Flügel und werden meist die Beute anderer Tiere. Nur wenige Weibchen werden wieder in irgend eine Kolonie aufgenommen, wo sie ihre Eier ablegen, welche mit den Arbeitern überwintern.

Der Gänsebraten.

Der Herr Doktor Merkel wird eines Morgens vom Herrn Oberamtman auf eine „delikate Gans“

geladen. Dieser, kein Freund von einem solchen Braten, wird fuchsteufelswild und verflucht in seinem Zorne alle Gänse und den Oberamtman — sagt aber doch zu, denn mit dem Oberamtman durfte er es ja nicht verderben — zudem waren sie auch ganz gut zueinander. — Kurz darauf erscheint der Forstgehülfe und überreicht dem Doktor eine Einladung des Oberförsters zu einem „famosen Wildschweinbraten“. „Verflucht“, denkt sich der Doktor, „grade mein Lieblingsgericht — da schlag doch das Donnerwetter drein!“ Nur mit Widerwillen und ärgerlich, daß er dem Oberamtman seine Zusage gegeben, kann er sich entschließen, auf den guten Bissen zu verzichten. Es vergeht keine halbe Stunde, so kommt der Rentantsadjunkt und sagt in verbindlicher Rede: wie sehr sich der Herr Rentmeister freuen würde, wenn der Herr Doktor ihm die Ehre erweisen wolle, heute Mittag „ganz vorzügliche Forellen“ mit zu verspeisen. Der Herr Doktor ist wütend, daß er auch auf diese seine Lieblingspeise wegen der „verwünschten Gans“ verzichten muß, und läßt sich entschuldigen. — Kaum ist der Adjunkt zur Thür hinaus, als der Diener des Herrn Kassierers erscheint und dem Doktor eine Einladung auf „eine Tour delikater Krammetsvögel“ überbringt. Das hat noch gefehlt! Krammetsvögel: ein Lederbissen, den der Doktor um 12 Uhr nachts vom Dach heruntergeholt hätte! — Kaum Herr seines Zornes, verflucht er den heutigen Tag, an dem sich alles gegen ihn verschworen zu haben scheint, und lehnt auch diese Einladung unter verbindlichstem Danke ab. Mittlerweile war es 11 Uhr geworden. Der Herr Doktor nimmt Hut und Stock und macht sich auf den Weg. Da kriechen ihm auf einmal die „delikatsten Krammetsvögel“ über den Magen; schnell entschlossen, läßt er in seinem Zorn und Hunger dem Herrn Oberamtman abfragen und geht den Krammetsvögeln nach. Als er zum Kassierer kommt erfährt er: der Herr Kassierer sei eben weggefahren, da der Herr Doktor habe abfragen lassen, werde aber heute Abend ins „Kreuz“ kommen. Unwillig geht er fort und begiebt sich auf gut Glück zum Rentmeister. Ja, der Herr Rentmeister, sagt man dort, habe die Forellen abbestellt und sei zum Oberamtman gegangen, der vor einer Viertelstunde dagewesen und ihn zu einer Gans eingeladen habe; abends werde er ins „Kreuz“ gehen. — „Nun, ein Wildschwein ist auch nicht zu verachten!“ tröstet sich der Doktor und macht sich auf den Weg zum Oberförster. Aber auch der ist nicht zu Haus und hat nur hinterlassen, daß er am Abend ins „Kreuz“ komme. — „Hol' Euch alle der Geier!“ ruft der Doktor aus, ganz dunkelblau im Gesicht vor lauter Gift und Galle. „Jetzt kann ich nicht einmal mehr zum Oberamtman gehen — und zu Haus krieg' ich auch nichts!“ Am Abend begrüßten ihn die vier Schelme im „Kreuz“ mit schallendem Gelächter.

Die ältesten Adelsfamilien.

In Deutschland gelten die Freiherren von Dalberg als das älteste Adelsgeschlecht, denn es läßt sich durch geschichtliche Urkunden darthun, daß ein Dalberg schon vor Karl dem Großen mit dessen noch vor-

